

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Der Papierfetisch.

Von Josef Maria Frank.

Eulalia Bügelbrett besitzt eine gutgehende Posamenterie in gutgelegener Lage mit Stamm- und Laufkundschaft. Adalbert Treuwiegold ist königlich preussischer republikanischer Regierungsrat und hält die Fahne der gegebenen Tatsachen auf Grund der für seine Gehaltsstufe inklusive Kinderzulage gültigen Besoldung aufrecht. Emil Trübeskind ist Prokurist des reichlich florierenden Begräbnisinstituts „Ruhe sanft!“ auf Aktien und bezieht ein dito den Tarifen angepaßtes Einkommen mit außerordentlichen Zuschlägen, die in 10 Proz. pro Sorg bestehen und bei den augenblicklich vorherrschenden ständigen Tief's der Witterung und Unter's der Ernährung unserer gemäßigten Zonen sehr befriedigend zu veranschlagen sind.

Eulalia Bügelbrett, Adalbert Treuwiegold und Emil Trübeskind haben nicht das Vergnügen, einander zu kennen. Sie sind einander fremd und repräsentieren trotzdem das Urvieh des modernen Homo sapiens. Ihre Weisheit besteht in derselben Idiosynkrasie, ihre Verrücktheit ist die gleiche, ihre Doofheit ist stammverwandt. Eulalia Bügelbrett, Adalbert Treuwiegold und Emil Trübeskind könnten ebenfogut Keier, Maier, Mayer, Müller, Schulze und Krause heißen! Eulalia Bügelbrett, Adalbert und Emil sind gute Bekannte von mir. Ich kenne sie schon seit langen Jahren. Im Frieden ging es ihnen so lala, mal gut, mal schlecht, jedenfalls nicht zum besten; zum Leben hatten sie damals zu wenig, zum Sterben zu viel. Kurz: sie lebten nicht und starben nicht!

Dann kam der Krieg; dann die Revolution mit ihren leichtrot-behauchten Glacehandschuhen; dann als nationalökonomischer Hochbimbineser zur Bekämpfung der darniederliegenden Nerven der Tarif, die Gehaltssteigerung und die Warenökonomie. Jedenfalls: Emil Trübeskind konnte sich auf Grund seiner Tarife und Zuschläge Bügelfakten und neue Stiefel leisten; Adalbert Treuwiegold schimpfte auf die Republik und lobte seine Gehaltsstufe; Eulalia hielt Waren zurück und schob in Butter, Speck und sonstigen Fettigkeiten, die sie von ihrer unverehrlichsten pommerschen Schwester bezog. Und dann, und dann —

Und dann kam eine Hauffe, dann wieder eine und dann noch eine und so fort! Nachdem sich ergeben hatte, daß die Regierung auf Grund der langwierigen Verhandlungen, Verordnungen, Gesetzentwurf-, Interpellations-, Verweisungs-, Ausschuhbearbeitungs-, Umänderungs-, Paragraphierungs-, Zusatzparagraphierungs-, Abstimmungsarbeiten bei sich meist ergebender Beschlussunfähigkeit der gerade unglücklicherweise in Ferien gegangenen Parlamente erst in einigen Jahrzehnten zu einem Entschluß von wegen „Wucher- und Spekulationsbekämpfung“ kommen kann, begannen Eulalia, Adalbert und Emil, Papiere, Effekten, Devisen und Valuten zu sammeln. Es war genau dasselbe, wie wenn man Briefmarken, Stollwerckbilder, Notgeldscheine oder unzüchtige Bilder sammelt. Jeder Mensch hat seinen Speere. Ihr Speere hieß: Papiere! Und sie kauften Papiere, Papiere, Papiere! Daimler, Erdöl, Otavi, Maschinenaubau, Zucker, Deutsche Bank usw.!

Allmählich änderten sich Eulalia, Adalbert und Emil. Wo man sie traf, sie standen vor einem Bankanschlag, mit rätselhaften Zeichen beschriftet: wenn man sie traf, sie lasen im Börsenteil und suchten zwischen den Zahlen; wo man sie hörte, sprachen sie von Hauffe und Baisse, von Pari und Agio, von Kurs und Brief; wenn man sie sprach, fragten sie bekümmert, ob kaufen oder verkaufen; ihre Nacht wurde ruhelos wie ihr Tag! Sie wurden zwar reich, am reichsten; aber — nachts kroch in ihren Schlaf wiggelwaggetnd das Dollarzeichen, kletterte auf halbe Höhe einer Hühnerleiter und balancierte dort in halsbrecherischster Weise, daß Eulalia, Adalbert und Emil schweißtriefend mit dem Aufschrei erwachten: „Himmel, er fällt!“ und ihn halten wollten! Oder — die Mark erschien ihnen im Traum, erst mager und trocken wie eine unterernährte Wanze, die über das Bettuch kroch, dann langsam dicker wurde, immer mehr answoll, sich auf die Magenrube legte und dort behaglich an dem immer

kleiner werdenden Dollar knabberte, schwerer wurde und unsagbar drückte, bis die drei endlich, endlich aufwachten, aus dem Bett sprangen und sich die Haare rauchten! Eulalia, Adalbert und Emil magerten merklich ab, trotzdem sie gerade jetzt reich genug waren, um nicht abmagern zu müssen.

Und doch — sie hungerten! Sie hungerten in tatsächlichster Weise! Eulalia aß Tag für Tag Linsen, die sie von ihrer Schwester aus Pommern hatte; Adalbert aß bei Wächinger Erbsen ohne Speck, verstopfen, heimlich, still und leise; Emil gewöhnte sich sein warmes Abendbrot ab. Denn — sie hatten für Essen und Trinken kein Geld mehr übrig. Ihr Geld gehörte den Papieren.

Als ich die drei auf ihren mageren Zustand aufmerksam machte, entgegneten sie mir in flammender Empörung und sabbernden Mundes: „Wieso — woso?! Wir können uns das nicht leisten! Wir nicht! Wovon denn?! Natürlich — das leichtsinnige Literatenpack! Da haben wir es ja wieder! Sie wollen mitleidend sein, mitleidend geistiger Arbeiter?!? Wie sie aussehen! Wegen uns? Ha-ha-ha!“

Als ich Eulalia, Adalbert und Emil harmlos sagte, dann sollten sie doch ihre Papiere verkaufen, kam es zu einem Krach! „Die schönen Papiere! Die schönen Papiere! Die schönen Papiere!“ Ob ich verrückt sei?!?

Und sie legten los: (Eulalia:) „Ich darf keinen Pfennig, den ich einnehme, für so etwas ausgeben! Ich muß mir dafür Papiere kaufen! Und ich kaufe fortlaufend Papiere! Und die soll ich verkaufen?!? Wo sie doch immer steigen?!? Niemals — und wenn ich verhungere! Und damit basta!“ Ich könnte meiner Gesundheit etwas leisten? Nein, das kann ich eben nicht! Von meinem Gehalt muß ich Papiere kaufen! Sie sehen doch, alles kauft Papiere! Der kluge Mann baut vor! Ja, wenn der Staat mehr gäbe, dann vielleicht — nein, auch dann würde ich weiter Papiere kaufen! Man muß an die Zukunft denken! Und die soll ich verschachern? Wo sie doch immer steigen?!? Nein — und wenn ich verhungere! Ich verkaufe kein Papier!!!“ (Emil:) „Nicht in die Hand!!! Im Gegenteil — neue Papiere kaufen! Z. B. Wampe! Ober Oberperle! AEG! Aber verkaufen?!? Mensch!!! Und wenn ich verhungere! Ich bin verständlich und sage mir: Keinen Pfennig für Lugus! Alles den Papieren! Wenn man reicher wäre, ja! Aber so, nee! Was habe ich denn anderes als die paar Papiere! Na also!“

Ich befürchte, daß Eulalia, Adalbert und Emil weiter verhungern werden! Kürzlich ersuhr ich auf Umwegen — sie selbst sprechen nicht mehr mit mir, den sie als unverständigen und leichtsinnigen Menschen überall denunzieren —, daß sie ganz elend aussehen. Eulalias Linsen sind ausgegangen; neue kann sie sich nicht mehr kaufen; denn sie braucht doch ihr Geld für Papiere; und sie kann die doch nicht verkaufen; wo sie doch immer steigen! Adalbert hat sein Essen bei Wächinger aufgegeben und ist jetzt mittags unter den Linden auf einer Bank zwei schwarze Schrippen ohne; er kann doch seine Papiere nicht verkaufen!!! Emil will nächstens auch sein warmes Mittagessen kalt machen; sein Geld langt nicht mehr; was übrig bleibt, wenn er Papiere gekauft hat, reicht nur für „Kalt“! Arme Eulalia! Armer Adalbert! Armer Emil!

Dabei sind sie eigentlich reich, sehr reich, sogar köstlich reich! Sie haben Erdöl, Otavi, Deutsche Bank usw.! Jeder von ihnen ist mindestens seine fünfzig Millionen schwer! Aber — sie werden trotzdem verhungern müssen! Denn — kann man von ihnen verlangen, daß sie ihr Geld, anstatt Papiere zu kaufen, für Essen und Trinken ausgeben? Kann man verlangen, daß sie ihre Papiere verkaufen? Wo sie doch immer steigen?!? Wer ist das Schwein, wo das verlangt . . .? Na also!

Eulalia, Adalbert und Emil werden demnächst am Hungertuche nagen. Weil sie Verstand besitzen und infolgedessen Papiere haben. Sie werden kurz darauf verenden, an typischer Unterernährung, verbunden mit chronischer Gehirnerkrankung! Worauf ihre Erben lachen und prompt die Papiere meistbietend an den Dummen bringen werden; denn — Erben sind gewöhnlich intelligenter als Vererbende! Und diese Dummen werden dann wie Eulalia, Adalbert und Emil

Es ist merkwürdig, wie viele Eufallas, Adalberts und Nemils es gibt! Sie laufen einem über die Füße, stehen an jeder Straßenecke und stolpern leichtsinnigerweise Elektrischen, Autos und Straßenkehrmaschinen in die Näher. Stets halten sie den Borsenteil vor die Nase! Stets murmeln sie Zahlen, Kurse, Papiere . . . und sehen aus wie die künstlichen Ruinen bei Sanssouci!

Neben Hungertypus, Syphilis und Größenwahn grassiert in erfreulichster Blüte der Papierfetischismus! Man läuft Amok auf Papiere! Und freut sich kindisch, wenn man hat! Und hält! Und hält — selbst wenn man peu a peu dabei verhungert!

Im Brochhaus steht unter *Menschen* (*Homo sapiens*), gehört in die Klasse der Säugetiere, unter denen ihm die Affen zunächst stehen, ausgezeichnet und von allen Tieren unterschieden durch die besondere Entwicklung seines Gehirns, die lückenlose Zahnreihe, die eigentümliche Behaarung, den aufrechten Gang, den Gebrauch der Hände, die Sprache.

Worauf ich mir von Nemil II. eine Dehringen Bergbau pumpte (gegen Kautions!) und in den Zoo eilte. Vor dem Affentafel postierte ich mich, in der Linken die Bergbau, in der Rechten eine Apfelsine, und rief laut: „Bergbau 700 000!“ Worauf die Beester mir die Apfelsine aus der Hand rissen und die Bergbau verunreinigten! Darauf ging ich zu Adalbert II und hielt ihm in der Linken die verunreinigte Bergbau und in der Rechten eine Teewurst vor mit den Worten „Bergbau 700 000!“ Worauf Adalbert II sich auf die Bergbau stürzte und die Teewurst nicht beachtete. Er kaufte mir die Bergbau für 800 000 ab. Die 100 000 steckte ich ein und ließ Nemil II die Kautions gleich 700 000. Nemil wollte mich erdolchen, weil seine Bergbau futsch war. Wo sie doch steigt! Er wollte mich, seinen besten Freund, wegen Unterschlagung belangen. Inzwischen hat er sich erhängt. Aus Schmerz über die entschwundene Bergbau! Warum heißt das Beest von „Homo“ nur „sapiens“?!

## Kindheitserinnerungen aus Alt-Berlin.

Von Henni Lehmann.

Geboren bin ich im Osten Berlins, der damals — in der ersten Hälfte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — noch eine bedeutendere Rolle im Leben der Stadt spielte, als gegenwärtig. Der neue Westen war kaum im Entstehen begriffen, und im Osten hörte die Welt beim Frankfurter Bahnhof, dem späteren Schlesiens Bahnhof, auf. Dahinter lag freies Feld. — Mein Geburtshaus — Holzmarktstraße 53 — gehörte dem Stadtrat Appellius (dessen Name mit Vorliebe französisch: Appel jus, ausgesprochen wurde), an den als einzige Erinnerung meiner Kinderphantasie die Vorstellung einer über Menschenmaß hinaus entwickelten ungeheuren roten Nase haften geblieben ist. Wer etwa den alten Herrn noch gefannt hat, wird das begreifen. — Das Haus wurde von Mitgliedern der städtischen Behörden bevorzugt. Der Oberbürgermeister Seydel, nach dem die Sepdelstraße benannt wurde, hat darin gewohnt, danach der Stadtvorordnenenvorsteher Kochmann, der Amtsvorgänger meines eigenen Vaters. Es bestand aus einem breiten einschiffigen Vorderhaus und zwei Seitensflügeln, zwischen denen sich der geräumige Hof hinzog bis zu einem großen Garten, der sich quer hinter dem ganzen Gebäude her erstreckte. Der Garten war herrlich gepflegt und hatte in der Mitte ein Rosenbosquet, dessen Zentrum eine blanke Silberglastugel bildete. Niemand kann ich an diesen blühenden Garten denken, an dessen Stelle sich seit langem ein Fabrikgebäude mit rauchenden Schloten erhebt, ohne daß mir ein Wort Paul de Lagardes einfällt:

„Bis 1848 ist Berlin eine Stadt der Poesie und der Blumen gewesen.“

Zumal der Osten war die Blumengegend Berlins, in der sich die Gärtnerfamilien vornehmlich der französischen Refugies ansässig gemacht hatten, die *Bouchés*, auf deren Grundstück wir im Winter uns auf einer herrlichen gegossenen Eisbahn tummelten, die Limprechts und Andre. Ich erinnere mich, daß ich als Kind zwischen blühenden Hyazinthenfeldern spielte; seit dem Kriege sieht man kaum noch Hyazinthen in Deutschland.

Im Osten befanden sich damals auch zahlreiche Färbereien — der Name der Ruhnerischen ist mir in Erinnerung geblieben —, und sie ergossen ihre Abwässer zum Teil in die breiten, tiefen Rinnsteine, die sich vor der Kanalisation an beiden Seiten der Holzmarktstraße entlangzogen. Die schönen heißen, blauen, grünen, roten, lila Ströme, die hindurchstießen, machten mir besondere Freude, und trotz aller Verbote schlüpfte ich immer wieder aus dem Hause, zog Schuh und Strümpfe aus und ließ meine Beine in das schöne warme Wasser hineinbaumeln. Man sprach damals noch nicht so viel von der Verrohung der Jugend wie jetzt. Dennoch war ein Gassenbube roh genug, bei einer solchen Selgenheit mit meinen neuen Stiefeln, die ich neben mich gestellt hatte, davonzugehen.

In der gegenüberliegenden, der Spreeseite der Holzmarktstraße, befanden sich die großen Schläferschen Speicher, und an unsrer Seite weiter hinauf nach Osten die Eggerschen Holzplätze. Die Eggers waren eine alte Berliner Familie, und die damaligen Besitzer, die Gebrüder Eger, pflegten, um ihre Berliner Tradition zu betonen, gern richtig zu berlinern mit „Nee“ und „Ja“ und „Dei“, was in Bürgerkreisen schon damals außer Mode gekommen war. Dicht bei den Eggerschen Holzplätzen lag die *Lintsche Apo-*

*theke*, in der ich als Doktorkind immer besonders gut behandelt wurde und Gersten- und Lederzucker geschenkt bekam. Besonders der süße weiche Lederzucker, der sich ganz lang zog, wenn man hineinhin, schwebt mir vor als über die Nasen genussreich, und ich bedaure, daß ich heut nicht meinen Ersten ein Stückchen Lederzucker schenken kann. Der Gipfel solcher süßen Freuden indes war „Naute“. Ich denke, es waren getrocknete gehärtete Sirupstüpfchen mit weißen Mohnkörnern bestreut, die wir mit Vorliebe für einen „Dreier“ bei der alten Verkäuferin am Eckstand auf dem Alexanderplatz kauften. Auch sie gehörte zu den Typen Berlins. — Ob es jetzt noch Naute in Berlin gibt? —

Der eine der Gebrüder Eger heiratete, wenn ich nicht irre, die berühmte Darstellerin des Wallnertheaters, Ernestine Wegner. Nachdem wir noch einige Jahre in dem Nebenhaufe Holzmarktstr. 54, das auch einem Stadtrat — Kelsch — gehörte, gewohnt hatten, zogen wir nach der Wallnertheaterstr. Nr. 39 an der Ecke der Raupachstraße. Damals endete die Wallnertheaterstraße an der Raupachstraße, an der ein Bretterzaun ihren wenig schönen Abschluß bildete. Die Verlängerung nach der Markusstraße hin wurde dann durchgebrochen. Die Markusstraße war etwas abschüssig und hatte sehr schmale Rinnsteine. Bei Regengüssen sammelte sich das Wasser und stürzte als kleiner reißender Bach die Straße hinab; der wir kleineren Kinder zu durchqueren fürchteten. Geschäftsgewandte Jungen hatten deshalb die Erfindung gemacht, die Rinnsteinbohlen, die die Uebergänge vom Trottoir zum Fahrdamm bildeten, zu lösen. Wir bestiegen dies Fahrzeug, das sie wie ein venetianischer Gondolier mit Stangen abstoßen und uns auf die andere Seite ruderten. Wir bezahlten mit einem Pfennig, einer Stahlfeder oder einigen Stecknadeln.

Im übrigen hatte ich ein Grauen vor diesen Rinnsteinbohlen, unter denen langschwänzige Ratten hausten, die erschreckend in das strömende Wasser hinausgeschossen.

Stecknadeln waren überhaupt ein beliebtes Zahlungsmittel, insbesondere bei der Wollkäseerbörse, die zwischen den Berliner Kindern im Frühjahr eine große Rolle spielte. Die Jungen hatten die Tierchen in Zigarrenschachteln, damit gingen sie die Straßen auf und nieder und sangen ihren Vers:

„Käfer Mai, Käfer Mai,  
Für eine Nadel gibt es drei.“

So billig war der Wollkäse aber nur in guten Jahren. In schlechten hieß es:

„Käfer Mai, Käfer Mai,  
Eenen für der Nadeln drei.“

Es ist jetzt wieder Frühling, da ich diese Kindheitserinnerungen niederschreibe. Vielleicht liest sie ein Berliner Kind und beantwortet mir die Frage, ob auch gegenwärtig in Berlin noch Wollkäse gehandelt werden, und ob sich ihr Preis nach Stecknadeln bestimmt, oder ob er vielleicht auch zeitgemäß mit dem Dollar steigt und fällt. Ich vermute das Letztere, denn ich fürchte, die jetzigen Berliner Kinder sind unendlich viel moderner und weltkundiger als wir es waren in der Zeit des guten alten Berlin, in der Zeit der Rinnsteine, der Dreierschrippen, des Pferdeomnibus als einzigen Massenverkehrsmittels, der Blumen und Wollkäse.

Ja, damals! — Aber damals war ich jung, und vielleicht erscheint den Berliner Kindern der Gegenwart das heutige Berlin ebenso schön wie mir das alte. — Vielleicht! —

## Das Unberechenbare der Technik.

Von Willy Mübbs.

Wir sind gewöhnt, in der Technik eine Angelegenheit zu sehen, die mit kalter, verstandesmäßig durchgeführter Rechenarbeit bewältigt wird. Wenige nur wissen, daß dem Techniker auch Intuition und Phantasie eignen müssen, wenn er Großes schaffen will. Darüber hinaus aber birgt die Entwicklung der modernen Technik, die mit der Erfindung der Dampfmaschine begann, soviel rechnerisch Unfassbares, daß bei einer eingehenden Betrachtung dieser Entwicklung das sichere Gefühl schwindet, das eine sauber durchgeführte Berechnung mit einwandfreien Ergebnissen immer gewährt.

Diese Entwicklung, die vor fast 1½ Jahrhunderten einsetzte, scheint ohne Ende zu sein. Jeder Fortschritt erscheint nur als eine Etappe zum nächsten Ziel, alles ist im Fluß, und was heute als neueste Errungenschaft gepriesen wird, gilt morgen als überholt, um übermorgen wieder als neuer Fortschritt gepriesen zu werden. Ja, jede neue Erfindung, jede Lösung irgendeines technischen Problems läßt zahlreiche andere entstehen: hier tritt das Unberechenbare der Technik klar in die Erscheinung. Unübersehbar ist der weitere Gang dieser Entwicklung, die einen tiefgehenden Einfluß auf unsere allgemeine Kultur ausübt.

Unbekannt sind die Energiequellen, die uns zur Verfügung stehen. Unermesslich schienen die Kohlenschätze in den Jugendtagen der Dampfmaschine zu sein. Heute sieht man ihr Ende voraus, aber man ist überzeugt, daß erst der kleinste Teil der uns tatsächlich zur Verfügung stehenden Energien ausgenutzt wurde, und empfindet es wie ein unabweisbares Schicksal, daß es keine Formel gibt, nach der der Energiegehalt des Universums oder auch nur der Erde berechnet werden könnte. Wir glauben an unermeßliche Kräfte, ohne sie messen zu können. Das ist ein Zustand, der an den vergangener Jahrtausende erinnert, als die Menschen noch im Donner

und Bliz den Willensausdruck göttlicher Gewalten sahen und beim Rauschen heiliger Haine fromm erschauerten.

Wir nutzen heute die Wasserkraft, auf die die ersten Dampfmaschinenbauer geringfügig blickten, zur Energiegewinnung großzügiger als als frühere Jahrhunderte, und leiten Elektrizitätsströme über das Land, verwandeln Nacht in Tag und lassen eiserne Sklaven für uns arbeiten. Wir nutzen Wind und Sonnenschein und die Energie der Meereswellen und wissen, daß hier noch ungeahnte Möglichkeiten liegen. Darüber hinaus hoffen wir, daß es gelingen werde, den Atomzerfall der radioaktiven Substanzen zur Erzeugung gewaltiger Kräfte nutzbar zu machen. Alles das sind Dinge, die erst im Anfangsstadium ihrer Entwicklung stehen, und die Möglichkeiten, die sie für die Zukunft versprechen, lassen unsere heutige Technik, die uns so hoch entwickelt vorfindet, als völlig in den Kinderschuhen befindlich erscheinen. Oft ist die praktische Technik der wissenschaftlichen Forschung in ungeahnter Weise vorausgeeilt. Henri Poincaré, der herodotische französische Physiker und Mathematiker, erklärte im Hinblick auf die praktische Anwendung der wissenschaftlich ungenügend erforschten Elektrizität, daß man sich einer gewissen Ueberforschung nicht erwehren könne, wenn man bemerke, wie wenig der Mensch von der ihn umgebenden Welt zu wissen brauche, um sie zu bändigen und seinem Willen dienstbar zu machen.

Ganz unberechenbar ist auch der Einfluß der Technik auf unsere kulturelle Entwicklung. Durch das Eisenbahnwesen, die Buchdruckkunst und das Nachrichtenwesen ist die Erde klein geworden, unsahbar klein, und doch wieder komplizierter, verwickelter, schwerer beherrschbar als früher. Die Politik hat ebenso wie die Wissenschaft bei der Verwirklichung ihrer Ziele mit den technischen Möglichkeiten zu rechnen. Der technische Fortschritt macht die Organisation der menschlichen Gesellschaft immer empfindlicher gegen jede Störung. Die Technik hat begonnen, uns von den Naturgewalten zu befreien und dabei wiederum neue zwingende Gewalten geschaffen. Sie zwingt dem Arbeiter das Arbeitstempo auf, sie zwingt den Menschen im allgemeinen, ihre Regeln und Befehle sorgsam zu beachten, sonst versagt sie ihren Dienst. Unser Leben ist genau eingeteilt und doch wiederum so unübersichtlich, geradezu chaotisch geworden, weil es immer schwieriger wird, den feingegliederten technischen Organismus zu übersehen. Jede Wirkung erzeugt Gegenwirkung. Das Berechenbare zeugt hier das Unberechenbare. Und das ist eine Erkenntnis, die eindringlich zur Bescheidenheit mahnt.

## „Nachzeit“.

Von R. Francé.

Selten hat sich ein Geschlecht so viel mit den Fragen der Zivilisation beschäftigt wie das unsere. Allerorten schießen jetzt Bücher auf, die bald die Ursachen unseres „Unterganges“ zerplücken, der ihnen sicher scheint, bald Wiederaufbau lehren und in neue Morgenröten hinausweisen, die sie als Erste erblicken. Nur eines ist ganz selten: daß einmal ein solches Werk den Menschen nimmt wie er eben ist, weder besser noch schlechter und sich endlich einmal dieses „Wunderwesen“ anseht mit der Frage: warum bist du so, wie du eben geworden bist?

Da gewährt es denn großes Vergnügen, daß nun endlich ein solches Werk erschienen ist und daß es so gemeinverständlich und anziehend gekleidet ist, daß wohl sicher Viele und mit Recht danach greifen werden. Dieses Werk stammt von einem Berliner Arzt Dr. Friedrich Kahn. Es heißt: „Das Leben des Menschen“ und erscheint jetzt in erstaunlich billigen Lieferungen bei der bekannten Kosmos-Gesellschaft in Stuttgart. Man erweist ihm und jenen, die es noch nicht kennen, den besten Dienst, wenn man in seinen Geist einführt, wie es hier geschehen soll durch die Beantwortung der Frage: Warum ist der Mensch so, wie er sich zu seiner Freude, zu seinem Leid selbst erlebt?

Da ist zunächst die Tatsache, daß der Menschenkörper und seine Fähigkeiten überaus wohl ausgeglichen sind. Gerade der Mensch ist eines der wenigen Lebewesen, das nicht so scharf einseitig angepaßt ist wie etwa der Adler an das Fliegen, die Fische an die Lebensweise im Wasser, die Insekten an das Leben auf Pflanzen oder der Regenwurm an jenes in der Erde. Seine Arme und Beine sind das Spiegelbild einer Lebensweise, die sich teils auf Bäumen, teils auf freiem Lande abspielt, wo man umherzog und laufen mußte. Sein Gebiß ist für gemischte Nahrung, also nicht einseitige Lebensführung eingerichtet. Er hat Dämmerungsaugen, die nur bis 300 Meter Entfernung plastisch sehen, und die in der Lichtfülle geblendet, in der Dunkelheit überhaupt blind sind. Seine Lebensbefriedigung fand er also ursprünglich in einem Kreis von 600 Meter Durchmesser, im gemäßigten, zerstreuten Licht, wie es nur der Urwald bietet. Er geht in der prallen Sonne an Hitzschlag zugrunde, friert aber wenn es schneit. Sein natürlicher Aufenthalt war also nach allen diesen körperlichen Beweisen eine warme, reiche, von Wäldern und Lichtungen durchbrochene Waldlandschaft. An die „Welt“, die in einer solchen lebt und webt, ist auch seine Geistigkeit angepaßt. Der Mensch sieht gerade in der Nähe gut und die kleinen Dinge sieht er besonders trefflich; er riecht dagegen nur mittelmäßig, hört auch nicht so scharf wie die Raubtiere, tastet dagegen auf das feinste und ist auf Greifen und Erfassen eingerichtet. Dementsprechend ist auch sein Geist beweglich. Er ist zwar eng; mehr als sieben Dinge kommen ihm schon „viel“ vor, und er kann sie nicht mit einem Blick übersehen. Ueber sieben muß man schon zählen. Aber er ist imstande, unendlich viele der verschiedensten Eindrücke zu verknüpfen und blitzschnell

danach Entschlüsse zu fassen; er ist körperlich und geistig flink. Das braucht man nur in einer überaus mannigfaltigen Umwelt. Solches gibt es auf Erden nur als Wiese oder Wald; alle übrigen sind eiförmig. Die Wiese bietet nicht die mannigfaltige Nahrung, für die der Menschenteil eingerichtet ist. Wir geraten also auf einen lichten, heiteren Wald als die Urheimat des Menschen.

Und diese „Urzeit“ sind allen Menschenrassen gemeinsam. Dazu kommt für uns „weiße Menschen“ jene Sonderausprägung, die nur mit der Eiszeit, welche über unser Geschlecht hinweggegangen ist, erklärt werden kann.

Wir Europäer sind merkwürdig „gebleicht“ und ertragen die Einwirkungen und Folgen der Hitze, als da sind Durst oder Fieber oder die Stechmückenplage schlechter als andere Rassen. Dagegen bekommt uns Kälte überraschend gut. Man denke an den Wintersport. Sie macht uns frisch und geistig regsam. Es ist kein Zufall, daß der Isländer, der Skandinavier, der Norddeutsche geistig lebhafter ist als der Südpantier oder Südtaliener. Wir sind besser an das Fleisch- und Fettsessen angepaßt als die Südländer, sind auch weniger träumerisch, dafür aber arbeitsamer als jene. Wenn es auch nicht angenehm klingt, so bleibt es doch wahr: unser Charakter hat mehr Raubtierzüge, er ist eben durch ausgestandene Not geprägt. In unserer Seele wallen noch viele Erinnerungen aus einem Leben in Dunkel und Schreden. Aber auch Scharfsinn, Erfindungskraft, Mut, Energie, der Wille zur Macht. Die ganze „kriegerische Welt“ unserer „Bappentiere“, die alle, seien es nun Löwe, Adler, Wolf, Bär, Schlange oder Fuchs, prachtvolle Raubtiere sind.

Der Vater der europäischen Zivilisation heißt Eiszeit. Not lehrte arbeiten. Damit beginnt die abendländische Kulturgeschichte.

Diese Eiszeit hatte Europa bis an die französischen und ungarischen Grenzen und im Herzen des Erdteils bis tief in die italienische Tiefebene hinein in eine Art Grönland verwandelt. Die Gebirgstäler waren Eisströme; auf den Ebenen standen blanke, viele hundert Meter hohe Eismauern; die mildesten Teile waren mit Zwergstrauch und Flechtenbeiden bewachsen, ein Land der Rentiere und Rentierjäger. Und der Mensch mußte dem Waidleben, der Harmonie und der ausgeglichenen Lebensweise entsagen; er mußte Krieger werden, nicht mehr „Lebensmittelsammler“, sondern Jäger. Er mußte Höhlen bewohnen, mußte Feuer erfinden, dazu Waffen, Kleider, Kunstfertigkeiten, die hundert Ränke und Tugenden des Selbstschaffens, denn allein in kann man in der Eiszeit nicht leben. Er brauchte Zeitvertreib, mußte nachdenken, Mittel gegen die Furcht erfinden, er mußte erfinderisch werden. Kurz, das harmlose Waldgeschöpf wurde zwangsläufig zum Kulturmenschen. In den Höhlen fanden und Gräbern der Eiszeiten und der ihnen folgenden Jahre tausende sind diese großen Schritte der Menschwerdung aufbewahrt. Der unglückliche, notleidende Bewohner der Höhlen wird zum Menschenfresser, schlägt sich Steine zurecht als Faustkeil und Hammer, kleidet sich in Rentierselle, jagt, fischt und führt Kriege. Das ist die erste Stufe. Dann lernt er zierlicher arbeiten. Fremde Steine aus fernem Ländern tauchen auf. Er treibt also Handel. Er beginnt an den Höhlenwänden zu zeichnen und man erforscht heute seine „Eiszeitkunst“. Auf Knochenstößen macht er Musik. Das war ein großer Schritt zum „Menschen“. Er wandert aus der Höhle aus und baut sich Pfahlhäuser; er treibt Viehzucht und hat schon etwas wie Getreidebau. Auf Webstühlen fertigt er Kleider. In Dörfern entwickelt sich die Heimattidee. Der „Bauer“ war erfunden. Viel weiter sind die Bauern auch heute noch nicht gekommen.

Wieland, der Schmidt, bestimmt danach die Zivilisation, Bergwerke werden eröffnet, Bronzewaffen und Geräte werden angefertigt, auch Schmuck. Das verhängnisvolle Gold taucht auf. Eine fremde ferne Kultur schlägt ihr dunkles Auge auf. Eine andere, auch körperlich verschiedene Menschenrasse ist schon seit längerem im Werden und verschmilzt mit den Menschenfressern. Das ist der vierte Schritt.

Und nun tritt kirrend das Eisen auf die Weltbühne. Auch der Pfahlbau wird verlassen. Die Bauernhöfe besiedeln das Land. Vorgefertigte Städte und Straßen hat es damals gegeben. Eine Schrift ist schon länger erfunden. Und eines Tages werden Heldennamen aufgeschrieben. Mit einer Kriegsgeschichte beginnt die Gegenwart, in der von jeder Vergangenheit ein wenig nachlebt zu ihrem Unheil und die noch immer eine „Nachzeit“ ist und eine Schar Menschen, durch Kälte und Not erfindungsreich.

Eiswirkung ist fast alles, was wir in uns und in uns erleben. Die heimische Natur hat die Eiszeit noch nicht vergessen. Verjagt und vertrieben aus ihr sind die milden, schönen Kinder des einseitigen Südmittels. Ab und zu sagt irgendeine mißachtete Blume wie die Haselwurz mit zarter Stimme: ich stamme noch aus eurem Paradiese. Aber herrschend geworden sind in unserer Natur jetzt die rauhen und kräftigen Einwanderer aus dem Norden. Wir leben immer noch im Schatten der Eiszeit.

Schöner und ärmer wurde die Heimat durch das Schicksal, das eifig über sie hinwegging.

Schöner und ärmer wurde der Menschengeist durch die Not- und Schredensjahraufende, in denen er sich formte.

Wenn irgend was beweist, daß alle Dinge, auch die größten und greifbaren und die feinsten und kaum fahbaren miteinander und voneinander abhängen, dann ist es die kleine Tatsache, daß es in Europa „eine Zeit lang“ um etwa drei Grad kälter war als jetzt — das genügt, um eine neue Eiszeit heraufzubedecken. Die Folgewirkungen dieser Tatsache wurden hier in einem einfachen Umriß gezeichnet und damit die vollständige Abhängigkeit auch des geistigen Menschen von der Natur, die ihn hervorbrachte, als Antwort auf die Frage: Warum sind wir so, wie wir eben geworden sind?

Die Schwierigkeit der Filmaufnahmen in den Tropen schildert Dr. Viktor Mendel in den „Kinematographischen Monatsheften“. Da ist zunächst die Aufnahme selbst. Es genügt bei weitem nicht, nach stundenlangem Anschließlichen schweißtriefend an die scheuen Tiere herangelangt zu sein. Schon das Schnarren des Kameramechanismus jagt sie meist unrettbar in die Flucht. Die Kamera muß also möglichst geräuschlos arbeiten und wird vorzüglich noch mit dicken Filzplatten umpackt, was gleichzeitig auch einen guten Schutz vor Beschädigungen auf dem Transport bietet. Eine bis zehn Meter lange, biegsame Welle führt den Kurbelantrieb, ermöglicht dem Photographen das Drehen aus sicherem Versteck. Auch Vögel im Nest können mit diesen Hilfsmitteln einigermaßen sicher aufgenommen werden. Eine weitere Hilfe bieten die fernrohrartig wirkenden Teleskope, die einen erheblich vergrößerten Abstand des Apparates vom Objekt ermöglichen, aber an mangelnder Tiefenschärfe und Lichtstärke franten. Und welche Geduld gehört dazu, stundenlang bei brütender Hitze, wohl gar von dicken Wolken fieberübertragender Moskitos umschwärmt, regungslos auf dem Anstand zu liegen, während der Asgeruch des ausgelegten Köders auf uns geweht! Dreht sich aber der Wind und befreit uns von dem Pestgeruch, so ist das Unglück noch größer. Das Bild bekommt unsere eigene Bitterung in die Nase und verschwindet in hoher Flucht. Umgekehrt müssen auch die Photographen häufig genug die Flucht ergreifen. Wütende Elefanten, Büffel und Nashörner bedrohen nicht nur ihr Leben, sondern auch den unerfährlichen Apparat, und nicht immer können sich die Photographen auf die Schießleistung ihrer Bedeckung mit genügender Sicherheit verlassen. Dagegen sind die Raubtiere weit ungefährlicher; ihre Scheu vor dem Menschen läßt sie nur selten einmal zum Angriff übergehen. Leider sind sie fast durchwegs Nachttiere, für den Film also nur auf dem Ruhelager aufgestöbert oder in der Falle gefangen verwertbar, während Plattenaufnahmen nach Schillings Methode auch mit Blitzlicht bei Nacht gemacht werden können. Wirklich biologische Raubtierfilme also werden vorläufig noch eine technische Unmöglichkeit bleiben.

„Buchweizen“. Ueber die Bedeutung des Namens Buchweizen scheint ein Streit entbrannt zu sein. Wenigstens deuten darauf Auseinandersetzungen in manchen wissenschaftlichen Blättern hin. Der Buchweizen ist eins der Nahrungsmittel, deren Wert infolge der Kriegsverhältnisse sich wieder gehoben hat. Der Name „Buchweizen“ besagt weiter nichts als einfach „Buchen-Weizen“. Man sprach die genießbaren Samen als eine Art Weizenkörner an, das sich kantig anfühlt wie die bekannten Bucheckern, die eßbaren Früchte der Buche. Auch diese gehören zu dem halbvergesenen Inventar der heimischen Früchte; Eckern heißen sie gerade von ihrer kantigen Form. Auf die Ähnlichkeit der Buchweizenkörner mit dem Buchensamen deutet auch der wissenschaftliche Name des Buchweizens, *Fagopyrum*. Der erste Bestandteil, *Fagus*, ist das lateinische Wort für die Buche, und *pyros* bedeutet im Griechischen den Weizen. Fremdwörter, die aus lateinischen und griechischen Brocken zusammengesetzt sind, gibt es mehr, z. B. Automobil, homosexuell, Antifebrin, Mineralogie und viele andere.

## Völkerkunde

Blonde Juden. Das Vorkommen blonder Juden hat man früher vielfach auf die klimatischen Einflüsse der Länder, in denen sie wohnen, zurückgeführt. Neuerdings scheint aber diese Ansicht ziemlich aufgegeben zu sein und man macht lediglich die früher stattgehabte Vermischung mit blonden Rassen für die blonde Haarfarbe heutiger Juden verantwortlich. Die Hauptquelle liegt in der Vermischung in slawischen Ländern, die während des Mittelalters stattfand, deshalb entsprechen die blonden Juden auch äußerlich dem Typus der blonden Slawen, sie sind von kleiner Gestalt und kurzköpfig. Vielfach fanden diese Vermischungen zwischen Juden und Slawen zwangsweise statt. In der „Jüdischen Enzyklopädie“, Band 4, findet sich z. B. folgende charakteristische Stelle, welche die Judenverfolgung unter dem Kosakenhetman Chmielnizki (im Jahre 1648) schildert: „Nach achtzehn schweren und marktrollen Monaten konnten die Juden wieder frei atmen. Allen, welche unter der Drohung mit dem Tode zur griechischen Kirche übergetreten waren, erlaubte der König (von Polen), zu ihrem früheren Glauben zurückzukehren. Jüdische Frauen, die zur Taufe gezwungen waren, flohen in Massen von ihren Kosakenmännern, die ihnen aufgedrungen waren, und kehrten zu ihren Familien zurück.“ Neben solchen Ereignissen mag die heimliche Vermischung und gelegentlich auch ein Uebertritt ins Judentum mitgespielt haben, so daß ein großer Teil der jetzigen blonden Juden einfach slawischen Ursprungs ist.

## Kulturgeschichte

Älteste Parlamentsberichte. Im Zeitalter der drahtlosen Telephonie, da die politischen Geschehnisse durch den Radio-Rundfunksprecher in wenigen Minuten Hunderten von Hörern übermittelt werden können, kann man sich nicht recht vorstellen, daß die Parlamentsberichte schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung in Ge-

brauch waren. Der Historiker Riccaboni hat nun festgestellt, daß bereits Julius Cäsar im Jahre 59 vor Christi Geburt veranlaßte, daß die Berichte über die Senatsverhandlungen öffentlich bekanntgegeben wurden. Zu diesem Zwecke wurden auf dem Forum Tafeln mit diesen Berichten aufgestellt, die „Album“ hießen. Albumabschriften gingen unter dem Namen „acta“ oder „diaria“ in die Provinz. Die „acta“, die eigentlichen Vorläufer der modernen Zeitung, enthielten neben den Senatsberichten Kriegsnachrichten, Todesnachrichten usw. Infolge der politischen Spannung verbot eines Tages der Kaiser Augustus, die Veröffentlichung von Senatsberichten. Die erste Zensur! Lange blieben die Parlamentsberichte als „bedenklich“ verboten. Sie tauchten dann viel später, im 13. Jahrhundert, wieder auf, und zwar in Form von Briefen in Italien („Fogli d'Avrissi“) als Korrespondenz der Kaufleute, die sich über politische Ereignisse fortlaufend verständigten. Diese Blätter waren handschriftlich angefertigt, nahmen bald Marktberichte und kaufmännische Mitteilungen auf und wurden schließlich, als die Nachfrage nach den Fogli d'Avrissi immer größer wurde, als „Gazetta“ gedruckt.

Wanderung eines Kunstwerks. Das Museum zu Ontario in Kanada besitzt eine Glasvase, die unter anderen Verzierungen drei behelmte Amazonenköpfe zeigt. Das Werk ist ersichtlich griechischen Ursprungs, vielleicht aus Alexandria. Das Wertwürdige ist, daß die Vase in einem chinesischen Grabe in der Provinz Honan aufgefunden worden ist; ein interessantes Beispiel für den wenig bekannten Handelsverkehr Chinas mit dem Westen in alter Zeit. Die Mittelmeerländer, besonders Rom, bezogen um die Zeitweide Seide aus dem Osten, und im Austausch dafür nahmen die vermittelnden syrischen Kaufleute und die übrigen Zwischenpersonen natürlich auch Erzeugnisse Griechenlands. Eine Glasvase eignete sich freilich für den langen Transport über Land unter den damaligen Verhältnissen schlecht, und es ist ein glücklicher Zufall, daß einmal eine erhalten blieb.

## Gesundheitspflege

Verunstaltungen der Nase. Sehr häufig ereignet es sich, daß kleine Kinder bei ihren Gehversuchen oder beim Spiel auf die Nase fallen. Einem solchen Vorkommnis wird denn auch meist keine große Beobachtung geschenkt. Man macht höchstens einige kalte Umschläge und ist zufrieden, wenn der schreiende Liebling sich allmählich beruhigt. Daß damit in Wirklichkeit die Sache noch nicht erledigt ist, tritt erst später zutage, und zwar zum Teil gleich nach dem Rückgang der anfangs vorhandenen, oft recht beträchtlichen Schwellung. Es zeigt sich dann in vielen Fällen, daß entweder die knorpeligen Teile verbogen oder die Nasenknochen an irgendeiner Stelle gebrochen oder eingeknickt und das eine Mal mit einer Verschiebung, das andere Mal mit einer Höckerbildung geheilt sind. „Die Nase ist schief geworden“, wie man sagt. Die Verunstaltung ist ziemlich störend und wird besonders bei Mädchen von den Eltern und später von der Patientin selbst höchst unangenehm empfunden. Aber noch andere Folgen kann die Verletzung nach sich ziehen, die manchmal erst nach geraumer Zeit entdeckt werden, weil sie dem Naseninnern angehören. Wenn nämlich nach einem Bruch oder einer Einknickung sich an der Stelle der Verletzung Verdichtungen in Gestalt von Höckern oder Keisten entwickeln, so muß das für den ohnehin ziemlich engen Raum einer Nasenhälfte schon eine starke Einengung bedeuten. Nun wird aber bei einem Stoß, der gegen die seitlichen Flächen der Nase gerichtet ist, gar nicht selten auch die Nasenscheidewand in Mitleidenschaft gezogen. Da ihr oberer knöcherner Teil sich in der Mittellinie mit den dort zusammenstoßenden beiden Nasenbeinen berührt, so leuchtet es ein, daß eine äußere Gewalt, die auf die letzteren wirkt, leicht auf die Scheidewand übertragen wird. Das Ergebnis sind wiederum Verdichtungen und ferner Verbiegungen der normalerweise ebenen, senkrechten Knochenplatte. Die Gesamtheit all dieser von Mittel- und Seitenwand ausgehenden Vorprünge bringt eine Verengung einer oder beider Nasenhöhlen zustande, die die Luftpassage beschränkt, ja, in vielen Fällen ganz aushebt. Das ist nun eine nichts weniger als gleichgültige Veränderung. Erstens ist es für die Atmungsorgane nicht vorteilhaft, wenn sie die Luft durch den Mund bekommen statt durch die Nase, die für ihre Vorwärmung eigens eingerichtet ist. Zweitens bedingt der Verlust der Nasenatmung eine Reihe unangenehmer Folgezustände. Unruhiger Schlaf mit Speichelfluß und Schnarchen, bei Kindern das „nächtliche Aufschrecken“, manchmal auch Bettnäßen stellen sich ein. Die Sprache hat nasal und etwas stumpfen Klang. Die Arbeitslust und die geistigen Fähigkeiten leiden. Im frühen Lebensalter wird sogar das körperliche Wachstum oft beeinträchtigt. Diese von der Aufhebung der Nasenatmung abhängigen „Fernerscheinungen“ sind heutzutage bei der Popularität der Nasenpolypen etwas ziemlich Bekanntes. Sie nötigen oft zu Operationen, bei denen durch Fortnahme der überflüssigen Knochenanteile der Zugang für die Luft freigelegt wird, und die manchmal recht eingreifend gestaltet werden müssen. Diese Notwendigkeit kann man sich fast immer ersparen, wenn man sofort nach dem Fall das Kind ärztlich untersuchen läßt. Eine dabei festgestellte Verbiegung oder Verschiebung läßt sich dann noch mühelos mit geeigneten Instrumenten gerade richten. Ein im Anschluß hieran eingeführter Tampon hält die verletzten Teile in der normalen Lage; schon nach wenigen Tagen ist auch der unnötig. So hat man auf die einfachste Weise alle oben angeführten Nachteile vermieden.